

**Verleihung des KAIROS-Preises 2011
an Shermin Langhoff**

Rede von Prof. Dr. Christoph Stölzl
Vorsitzender des KAIROS-Preiskuratoriums

(es gilt das gesprochene Wort)

Wie kommt das Neue in die Welt? Entsteht es als einsamer Genieblitz in den ungeheizten Dachstuben der armen Poeten? Ist Genie Fleiß – um ein geflügeltes Wort aus Weimar zu zitieren? Oder ist es Folge einer Kettenreaktion auf den turbulenten Marktplätzen der Kultur? Oder braucht es zur Findung des Neuen die „stille Post“, wo einer dem anderen so lange ins Ohr flüstert, bis – vielleicht durch einen Hörfehler – der Geist einen genetischen Sprung erlebt?

Unser KAIROS-Preis ist der alljährlich unternommene Versuch, jene Menschen zu finden, die das Neue in der Kultur zu ihrer Sache machen. Es können Abenteurer sein, die in den unbekanntem Ozean der Zukunft stechen. Es können beharrliche Archäologen sein, die im Verschütteten nach dem Uralten graben, das sich als das ersehnte Neue erweist. Es können Menschenfischer sein, die am rechten Ort zur rechten Zeit die Richtigen zusammenbringen.

Wir suchen das Neue in der Kultur, aber nicht das Neue um der puren Neuheit willen. Unser Preis, der nach dem Gott benannt ist, den man beim Schopfe packen muss, sucht nach dem notwendigen Neuen. Wir halten Kultur nicht für das Damenprogramm der Industriegesellschaft, sondern für das wichtigste Labor der Humanität. Die bleibt im Kern immer gleich, nach der unsterblichen Weimarer Definition, dass der Mensch „edel, hilfreich und gut seyn“ möge.

Aber die Gewänder, die Kulissen, die Worte und die Musik der *Comédie Humaine* wandeln sich doch mit den Zeiten und ihren Herausforderungen. Zuzuschauen, wie das Neue in die Welt kommt, lehrt, dass es im Lauf der Geschichte immer wieder seinen Ort wechselt. Kulturinnovation und Migration sind eines, jedenfalls bei uns in Europa: aus den Hügeln Galiläas wandert die Idee der Gotteskindschaft, Brüderlichkeit und Gleichheit erst nach Norden, dann um die halbe Welt über den Ozean nach dem transatlantischen Westen, um von dort zurückzukommen und seit 1789 die ganze Welt herauszufordern. Aus den Tiefen Afrikas wandert das Pochen des Herzschlags, zum Tanzrhythmus geworden, nach Norden, erst nach Arabien, dann ins maurische Spanien und von dort – denken wir nur an die „Sarabande“ – in die europäische Musik.

Den Aristoteles und die antike Medizin verdanken wir gleichfalls der Vermittlungswanderung über die Mauren. Und was wäre die dekorative Kunst Nordeuropas ohne die Faszination der osmanischen Ornamentik? Und noch eine Jahrtausend-Wanderung: Einer, dessen Namen wir nicht kennen, erfindet in einem griechischen Talkessel das Amphitheater, wo viele Augen und Ohren gebannt verfolgen, was wenige dort auf der Bühne stellvertretend für alle verhandeln. Die Idee wandert durch die Welt, keine Kultur, die sie nicht übernommen hätte.

Oder: aus den Tiefen des eurasischen Ostens wandert jahrhundertlang ein Schaukelrhythmus gen Westen, wird in Mitteleuropa zur Polka, überquert das Meer und wird – nach allerlei transkulturellen Rendezvous – zum Swing. Vom Tango, dem italienisch-südamerikanischen Amalgam, könnten wir erzählen, der weltweit wandert, vom zwölftaktigen Klagegesang Blues der schwarzen Sklaven, der sich in den Bordellen von New Orleans mit dem europäischen Pianogeklimper der Weißen und der Marschmusik auf der Straße zur musikalischen Weltmacht Jazz verwandelt. 50 Jahre nach seiner anonymen „Erfindung“ erlebt er in der Rockmusik Großbritanniens noch einmal eine globale Neugeburt.

Und wo anfangen, wo aufhören zu erzählen von der Poesie und vom Drama, die – sieht man nur genauer unter die Oberfläche der Gegenwart – allesamt Teil des großen, bunten Kulturteppichs sind, den die *Family of Man* gemeinsam webt: oft in herzlicher Uneinigkeit am Webstuhl. Greift nur hinein ins volle Menschenleben! ... und wo ihr's packt, da ist es interessant. Nichts ist mehr auf der Wandschaft als die Stoffe des Welttheaters: Ob die Storys einst unter altgriechischen Kleinkönigen spielen, ob im Verona des Mittelalters, ob in isländischen Stammeskriegen grauer Vorzeit, ob auf russischen Landgütern, norwegischen Kaufmannsfamilien, oder, wie in der Naunynstraße, in türkischen Wanderarbeiterquartieren – am Ende wird's Welttheater, wenn es denn das Zeug dazu hat. Am Ende zählt die Verwandlung in Kunst, und sonst nichts.

Das Neue, das Shermin Langhoff macht, ist der Verweis auf das uralte, unverbesserbare „vita brevis, ars longa“. Wir sind aus dem Stoff, aus dem Träume gemacht sind, hat einer gesagt. Es sind die Träume und Albträume vieler Zeiten, vieler Sprachen, vieler Milieus, die unseren Kopf füllen, ob wir uns nun dieses polyzentrischen Erbes bewusst sind oder nicht.

Nun aber sei die Kamera näher auf Shermin Langhoff gerichtet: Was sich in der Kultur unserer Migrationsgesellschaft abspielt, das haben wir – Musterschüler der Sozialstaatsidee – allzu lange nur als Problem des „social engineering“ verstanden. Reibungslos sollte alles ablaufen. „Sprach-Erwerb“, wie das verräterisch-kaufmännische Wort heißt. „Integration“, in welchem Begriff die hoffnungslose Utopie steckt, beide Seiten könnten in ihrer Identität „integer“, unangetastet, vulgo ungeschoren davonkommen. Auf beiden Seiten der Integrationsdebatte, bei denen, die die Zuwanderer schützen wollen vor dem Verlust des Mitgebrachten, wie auf der Seite der „Eingeborenen“, der Aborigines der Mehrheitsgesellschaft, mit ihrem „Hergebracht“, spukt noch Hölderlins in zwei Jahrhunderten Nationalismus heillos demoliertes Motto herum: „O heilig Herz der Völker, o Vaterland!“

Was unsere Preisträgerin in die Welt bringt, hat all diese Neurosen, die – glaubt man Sigmund Freud – ja nichts anderes sind, als die Unfähigkeit zum „Abschied vom Gestern“, beherzt hinter sich gelassen. Exakt drei Kilometer Spaziergang südöstlich von jenem Platz unter den Linden, wo Georg Friedrich Hegel seine geniale Formel vom „Aufheben“ als Prozess der Kulturgeschichte fand, praktizieren Shermin Langhoff und ihre Freunde dieses „Aufheben“ als kreative Gedankenfabrik. „Aufgehoben“, also beendet wird Migration als Defizit, als Bringschuld. „Aufgehoben“, also aus und vorbei ist es aber auch mit dem „we and them“ der einsprachigen Mehrheit. „Aufgehoben“ in die höhere Sphäre der Kunst ist am Ende alles: Der Abschiedsschmerz der einen wie der anderen, die Verletzungen der Konfrontation, und das Neue, das durch Reibung und Kollision entstanden ist.

„Wir machen hier keinen Migrantenstadl sondern Kunst“, sagt Shermin Langhoff. Gut gebrüllt, Löwin! Die Kunst, unersättlich nach Talenten und Ideen, fragt nicht nach der Ethnie und nach Eintrittsbilletts, nicht einmal nach korrekter Grammatik. Sie nährt sich von Geschichten, Gesichtern und Gesichtern, sie hat nur ein einziges Kriterium: bedeutungsvoll sein oder nicht sein, das ist hier die Frage!

„Postmigrantisch“, so hat Shermin Langhoff ihr Theater genannt. Recht hat sie. Es ist längst Zeit, das, was in der Goodwill-Sprache des Sozialstaats „Förderung der Migrantenkultur“ heißt, aus der Pflicht zu befreien, sozialtherapeutisch zu sein. Wenn Menschen „nichtdeutscher Herkunft“, so das Gruselwort, in Deutschland Theater machen, dann nicht als verlängerter Arm der Integrationsbeauftragten. Was wir von allem Theater erwarten, dass es uns lachen und weinen macht, dass es uns das Eigene im Fremden und das Fremde im Eigenen fühlen lässt, dass es uns staunen lässt über die Macht der Gebärden und der Sprache – das ist, folgt man dem hymnischen Echo über die Ereignisse in Berlins Naunynstraße, der Kern von Shermin Langhoffs Arbeit.

Und wie die Menschen eben sind – schaut man sie mit dem Vergrößerungsglas des Theaters nur genau an – dann geht es oft auch gründlich unkorrekt zu. Dass zur Humanität auch Vorurteile und Klischees, Hohngelächter, Karikatur und Aggression gehören, kurz: dass das altgriechische Theaterwort „Katharsis“ keine philosophische Antiquität, sondern eine aktuelle Regieanweisung ist, notfalls auch Krawall zu machen oder mit dem Revolver zu drohen, damit Schillerverse ordentlich deklamiert werden – hier lernt man es.

Im Historischen Seminar, lang ist es her, habe ich einst aufgeschnappt, die drei Stufen bei der archaischen Gesellschaftsbildung seien *convivium*, *coniugium*, *coniuratio*, will sagen: erst müssen die gegenseitig Fremden sich überwinden, gemeinsam zu essen. Später lässt man die Kinder heiraten, und Fremdheit schwindet weiter. Am Ende, duldsam geworden und der Vorteile der Mixtur aus dem Eigenen wie dem Anderen bewusst, gründet man dann Gesellschaft und Staat. Vielleicht habe ich vergessen, dass damals auch von einem vierten Schritt die Rede war, *colludus* oder so ähnlich müsste er wohl heißen – *zusammen spielen*. Das ist es. Wenn Friedrich Schiller Recht hat, dass wir Menschen erst im Spiel zu wahren Menschen werden, dann hat das postmigrantische Theater der Shermin Langhoff einen zutiefst zukunftsweisenden Sinn.

Und wir KAIROS-Preisstifter gratulieren mit einem – habe ich richtig gezählt? – vierten, heute fälligen Weimar-Wort. Es lautet, leicht abgewandelt: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der europäischen Theatergeschichte aus, und wir können sagen, wir sind dabei gewesen!“